



Frau Ada's Geheimniß.

[Nachdruck verboten.]

Roman von Marie Widdern.

28]

(Schluß.)

Wie wunschlos ſich Martha auch nannte, ſo wäre ſie doch kein junges Mädchen geweſen, wenn ſie nicht mit einer gewiſſen Neugierde der Beſchwerung hätte entgegenſehen ſollen. Und nun ſagte ihr Mama doch — daß dieſelbe um Stunden hinausgeſchoben werden ſollte, weil Fräulein Mathilde wünſchte, daß ſie, Martha, ihr das Tannenbäumchen anzünde.

Ein ſeltſamer Wuſch im Grunde genommen, nachdem das alte Fräulein bisher nicht ein einziges Mal nach ihr verlangt hatte. Und doch —!

„Nicht wahr, Du erfüllſt die Bitte meiner guten Mathilde?“ ſagte Frau Ada da wiederholend und blickte mit ſo eigenthümlicher Schelmerei in das ſchmale, blaſſe Geſichtchen Marthas, daß dieſe doch nicht umhin konnte, auszurufen: „Aber was habt Ihr nur — Du und Papa?“

„Ein liebes, kleines Töchterchen, das wir von ganzem Herzen gern wieder mit roſigen Wangen und leuchtenden Augen ſehen möchten,“ entgegnete die Oberregierungsrätin und ſtreichelte zärtlich das zarte Geſichtchen des jungen Mädchens. Dann aber drängte ſie Martha auch von Neuem, dem Wuſche Mathildens zu genügen.

Als das junge Mädchen aber immer noch nicht Anſtalt machte, das Zimmer zu verlaſſen, ſetzte ſie ihren bittenden Worten erſtlich hinzu: „Kind, Kind, Du biſt ſonſt ſo gut! Wie kannſt Du da auch nur einen Augenblick zögern, der Einladung dieſer armen Kranken zu folgen.“

Das genügte, um Martha willfährig zu machen. Und nun legte die ſchöne Frau ihr ſelbſt ein Tuch um die Schultern und führte ſie perſönlich in das Beſtibül hinab. Dort aber trug die Oberregierungsrätin dem Bedienten auf, das gnädige Fräulein nach dem Gartenhauſe zu geleiten.

Es war ein köſtlicher Abend, und kein Lüftchen regte ſich. Dazu blinkten am Firmament Tauſende von Sternen, und eine dicke Schneedecke hüllte die ſchlummernde Erde ein.

Seltſam feierliches Empfinden bemächtigte ſich Martha Windholms, als ſie — immer einen Schritt vor dem ſich reſpektvoll zurückhaltenden Diener — durch dieſen Chriſtſrieden ſchritt. „Weihenacht — Weihenacht!“ Klang es in ihr.

Doch da hatte ſie ja ſchon das eiferne Gitterthor erreicht, welches zu dem Garten Mathilde Helling's führte. Aber was bedeutet das? Die Thür ſtand weit offen, und zu beiden Seiten des Eingangs lehnten rieſige Fichten. Aber nicht genug damit. Auch über den ſauber geſegten und mit Sand beſtreuten Weg, der zu dem Häuſchen des alten Fräuleins leitete, waren grüne Reiſer geſtreut.

„Als wenn hier eine Hochzeit gefeiert werden ſollte,“ ſagte Jean, welcher doch bisher nicht gewagt hatte, die Lippen zu einem einzigen Worte zu öffnen.

Martha zuckte zuſammen, und ihr Herz begann höher zu ſchlagen. „Warum nur?“ dachte ſie ſelbſt und wußte doch keine Antwort auf dieſe Frage.

Dann aber ſtand ſie wieder in dem behaglichen Wohnzimmer des alten Fräuleins. Und ganz wie vor Monden ſtreckten ſich die Hände Mathildens ihr entgegen. Doch wie ſeltſam erregt erſchien das runzelige Geſicht der armen Geſchmähten nur heute? Welcher glückliche Ausdruck ſuchte um die faltigen Lippen?

„Dank, tauſend Dank, daß Sie gekommen ſind, liebes Fräulein,“ ſagte Mathilde Helling aber nun, während ſie die Rechte des jungen Mädchens liebevoll koſte. Dann deutete ſie auf den weißgebedekten Tiſch, inmitten des Gemachs. Eine ſchlank, zierlich geſchmückte Tanne ſtand darauf, von allerlei ſchönen Sachen umgeben, die Frau Ada der alten Freundin zum Chriſtfeſt geſchenkt. „Ja hatte es mir ſo lieb gedacht, Kind, wenn Sie mir die Kerzen an dem Bäumchen anzünden und dann am Klavier dort eine „Stille Nacht, heilige Nacht!“ ſingen wollten. Zum Beweis, meine ich,“ ſetzte ſie ein wenig lauter hinzu und ihr Blick ſuchte verſtohlen die Thür zum Nebenzimmer, „zum Beweis, daß Sie mir ein Unrecht verziehen haben, welches ich an Ihnen begangen, ohne daß Sie doch eine Ahnung davon gehabt hatten.“

„Ein Unrecht, Sie hätten ein Unrecht gegen mich begangen?! Aber das iſt doch nur Ihr Scherz, liebes Fräulein?“

„Nicht doch, nicht doch,“ entgegnete die Alte. Und den jungen Gaſt mit ſanfter Gewalt zu ſich herabziehend, flüſterte ſie ihm ein paar Worte in das Ohr.

„O!“ hauchte Martha und drückte die Hand auf das Herz. Mathilde Helling aber ſchaute ſehend zu dem blaſſen Geſichtchen des armen Kindes auf und fuhr dann mit halbverſagender Stimme fort:

„Ich dachte ja, das Lebensglück Helenens zu retten. Was galten mir da alle anderen Rückſichten? . . . Aber glauben Sie mir, die Lüge ward mir doch unendlich ſchwer, und ſie belaſtete meine Seele gleich einem Verbrechen. Beſonders als ich einſehen lernte, daß es mir nicht gelungen, Helene zu nützen.“

„Wie ich dann aber von dem Schritte hörte, den die Baroneß gethan, als ich das rabiate Mädchen an der Seite eines Mannes ſah, von dem zu hoffen war, daß er ſich ſchließlich doch die Liebe der Erwählten erringen würde, ließ es mir vollends keine Ruhe. Um ſo weniger, als“ — und nun zog Mathilde die Geſtalt des Mädchens von Neuem zu ſich herab, „als mir Ada ſagte, die Baroneſſe ſei feſt davon überzeugt, May hätte nicht bloß ſie, ſondern auch ihr liebliches Stiefſchwefterchen unglücklich gemacht.“

„Fräulein Mathilde!“

„Still, ſtill, Herzchen! Iſt es denn eine Schande, einen braven Mann zu lieben? Wieder zu lieben, liebes Kind, denn ich ſagte Ihnen ja ſchon, welches Geſtändniß mich dazu gebracht, meinem Neffen aufzubinden, Sie wären bereits verlobt. Aber laſſen Sie mich fortfahren,“ ſetzte ſie dann hinzu, Martha wieder aus ihren Armen laſſend.

„Ohne mich nur noch einen Moment zu beſinnen, geſtand ich Ada nun auch, was ich aus übergroßer Liebe für ſie und

Gelene gethan. Und ich muß meinem ehemaligen Zögling nachrühmen, die Oberregierungsrätthin zeigte sich zum ersten Male in ihrem Leben erzürnt auf mich und verlangte kategorisch, ich sollte sofort an meinen Neffen schreiben und ihm die Lüge eingestehen. May hatte inzwischen D. wirklich verlassen und war nach Berlin gegangen. Von dort aus schrieb er mir, daß er vorerst noch in der Residenz bleiben würde, da sich seine Gesellschaft noch lange nicht vollzählig finde. So wußte ich, daß ich den Neffen noch in Deutschland behielt und vorläufig nicht zu fürchten hatte, daß er eine ungezählte Meilenzahl, Länder und Meere, zwischen sich und seinen Wunsch lege. Deshalb, deshalb allein, liebes Kind, setzte ich dem Verlangen Abas auch einen gewissen Widerstand entgegen. Meiner Ansicht nach durfte ich May nicht hier nach D. zurückrufen, bis ich die Gewißheit hatte, daß sein Werben um Ihre Hand, Martha, Helenen nicht neuen Schmerz bereite. Diese Erkenntniß aber gab mir die Hochzeit in Harstensele noch nicht. Dagegen wurde sie mir vorgestern von Aba zugetragen, mit dem Brief, meine ich, in welchem Helene offenerzig geschrieben, daß sie nun erst May Helling dem Stiefschwesterchen gönne.

Jetzt schrieb ich natürlich sofort an meinen Neffen und bekannte ihm das begangene Unrecht. Seine Antwort befindet sich im Nebenzimmer. Sie haben wohl die Güte, sie uns zu holen.

„Aber Fräulein Mathilde,“ flüsterte Martha, „ich — ich werde doch nicht so indiscret sein, in Ihre Korrespondenz zu gucken.“

„Doch, doch, mein Herzchen! Holen Sie mir nur den Brief. Auch das Nebenzimmer ist erhellet und es wird Ihnen deshalb nicht schwer fallen, zu finden, was Sie suchen.“

Wie wunderbar das nur Alles klang! Dennoch erhob sich Martha. Aber ihre Kniee zitterten, als sie langsam, zögernd dem Nebenzimmer zuschritt.

Sie sah nicht, mit welchem glückseligen Ausdruck die Augen des alten Fräuleins ihrer schlanken Gestalt folgten. Sie hörte auch nicht, daß Mathilde, gleich nachdem sich die Thür hinter ihrem jungen Gaste geschlossen, die kleine Magd rief und ihr den Befehl gab, nur schnell zu der Frau Oberregierungsrätthin zu gehen und ihr zu melden, daß jetzt Alles vorbereitet sei und die Herrschaften gebeten würden, zu erscheinen.“

Inzwischen hatte Martha fast die Mitte des nur matt-erleuchteten kleinen Salons erreicht. Sie stand jetzt vor einem Sofatisch, der mit Büchern und Mappen bedeckt war.

Ob hier der Brief May Helling lag? Sie begann zu suchen.

Da hörte sie ein leises Geräusch in einer der von schweren seidenen Gardinen verhüllten Fensternischen.

„O!“ klang es unwillkürlich über ihre Lippen. Aber es war kein Ruf des Staunens oder gar Erschreckens. Sie wußte im Gegentheil sofort, was dieses Geräusch zu bedeuten hatte.

„Martha!“

May Helling stand vor ihr. Mit leuchtenden Augen hielt er ihr seine Hände entgegen.

Sie sagte kein Wort. Aber ihre weichen Fingerchen legten sich in die seinen, innig und vertrauend, das wußte er. So zog er sie denn auch an sich mit stürmischer Leidenschaft, so küßte er sie wieder und wieder. Endlich aber fragte er doch: „Und Du willst auch wirklich mein Weib werden, mir angehören für ein ganzes, langes Menschenleben?“

„Ja,“ erwiderte sie leise, „wenn Sie versprechen, nicht — nach dem Orient zu gehen.“

„Mein Lieb, mein Alles!“ jubelte er.

Dann aber führte er die Theure auch in das Nebenzimmer, damit sie ihr Wort halte und der Tante die Weihnachtsterzen anzünde.

Wie ein Kind jubelnd, so empfing Mathilde Helling das junge Paar.

„Da haben Sie ja die Antwort auf meinen Brief, Martha,“ rief sie übergelüchelt. Und als sich die Verlobten zärtlich über sie beugten, umschlang sie Beide zugleich mit ihren mageren Armen und rief immer wieder: „So ist doch noch Alles gut geworden. Gott sei Dank!“

Dann aber drängte sie Martha auch zum Weihnachtsbaum. Sie wollte es einmal, niemand Anders, als das liebliche Elfschen, sollte ihr die Tanne anzünden.

Wie sich Martha hernach aber auch an das Klavier setzte und ihr „Stille Nacht, heilige Nacht“ durch das traute Altjungfernstübchen schallte, öffnete sich leise die Thür. Arm in Arm trat nun auch das Ehepaar Windholm zu der kleinen glücklichen Gesellschaft.

Mit offener Herzlichkeit begrüßten Beide den jungen Doktor. Aber als May Helling gleich jetzt, unter dem Strahlenglanze des Weihnachtsbaumes, seine Werbung hervorbrachte, meinte der Oberregierungsrath lächelnd: „Als ob mir etwas Anderes übrig bliebe, als „Ja“ und „Amen“ zu sagen. Gut nur,“ setzte er dann leise hinzu und blickte innig in das schöne Gesicht seines Weibes, „daß mich das scheidende Kind nicht einsam machen wird, da mir selbst noch, wenn auch mit ergraudentem Haar, volles Menschenglück geworden ist.“

(Nachdruck verboten.)

Tindens Freier.

Humoreske von Carl Bahn (Hamburg).

Ernestindens wollte heirathen. Zwar versicherten ihr gute Freunde, getreue Nachbarn und dergleichen, daß so ein junges Mädchen von 24 Jahren in dieser Hinsicht noch keine allzu große Eile zu entfalten brauchte — Tinden hatte es sich aber nun einmal in den Kopf gesetzt, möglichst bald an der Seite eines liebenden Gatten des Lebens blumige Pfade zu wandeln.

Geheirathet sollte werden, das stand fest. Die Frage war nur, wer der Glückliche sein würde, der den Zweiten im Bunde darstellen sollte. Denn es muß leider gesagt sein: das heirathslustige Tinden war sehr, sehr anspruchsvoll, und wie so häufig standen ihre Ansprüche im umgekehrten Verhältnis zu dem Geldsack ihres Vaters. Der Schneidermeister Timpe verbiente zwar ganz nett, aber sein Haushalt verschlang auch recht artige Summen. Seiner Tochter hatte er eine, wie er meinte, äußerst gebiegene Ausbildung zu Theil werden lassen. In Wirklichkeit war es aber jene mit Recht so beliebte „Ausbildung“, die es den damit Behafteten leicht macht, die Bäume und Sträucher Australiens an den Fingern herzuzählen, während sie von der einheimischen Pflanzenwelt gerade nur das kennen, was lyrische Dichter in eleganten Goldschnittbändchen besingen. Ferner mußte Meister Timpe für seinen jüngsten Sproßling, Adolar, ein betrübendes Stück Geld opfern. Dieser Erbe eines stolzen Namens bekleidete schon seit längerer Zeit die angeiebene Stellung eines Hilfs-Kommiss in einem größeren Handelshause und war krampfhaft bemüht, den eleganten Cavalier zu spielen. Der „schöne Adolar“ war stadtbekannt und Papa Timpe war mit Recht tiefgekränkt, als unlängst einmal bei der musikalischen Abendunterhaltung eines Vereins, dem Herr Timpe angehörte, in den Couplets eines beliebten Romifers der Name „Adolar“ öfter wiederkehrte, als eigentlich nöthig gewesen wäre! Noble Passionen kosten aber Geld und Vater Timpe überfiel manchmal angeichts der feudalen Reigungen seines Erben ein gelindes Gruseln, was ihn kein Verständiger wird verübeln wollen. In solcher Gemüthsverfassung sprach er dann wohl von „Aufhängen“, wobei es jedoch unentschieden blieb, ob er sich oder seinen Sproßling meinte.

Die plötzliche Heirathslust Ernestindens war nun nicht so sehr auf ihren eigenen Entschluß, als vielmehr auf eine gediegene väterliche Hedeleistung zurückzuführen. Meister Timpe hatte nämlich seinem holden Töchterchen eines Tages mitgetheilt, daß ihm nichts übrig bliebe, als unverzüglich Pleite



zu machen, wenn es nicht gelänge, einen reichen Tochtermann aufzugeben. Dann hatte er salbungsvoll noch Einiges von den Pflichten einer braven Tochter geredet — und Ernestinchens Entschluß war gereift. Doch woher ihn nehmen, den Freierrmann.

Aus den Beratungen im häuslichen Kreise ging ein förmlicher Operationsplan für die kommende Männerjaht hervor. Zunächst entschloß man sich, wie bisher auf großem Fuße zu leben, denn, wie Vater Timpe mehr praktisch als lebenswerth bemerkte, angeichts des beinahe wohlthätigen Zwecks der Kampagne, konnte es auf ein paar tausend Mark mehr an Schulden nicht ankommen. Auch Adolar befandete bei diesen Debatten ein weit über seine Jahre hinausgehendes Verständnis für Rentabilitätsberechnungen, wie er denn auch durch den Nachweis verhältnißmäßig günstiger Pampangelegenheiten die Familie zu wärmsten Danke verpflichtete. Man wollte also auf großem Fuße weiter leben, bis der Mann mit dem nöthigen Kleingeld zur Strecke gebracht war. Hatte man dann erst das Opfer zur Schlachtbank — nicht doch, zum Standesamt geschleift, so konnte man allmählich den früheren Glanz aufgeben und sich mit Anstand geräuschlos zurückziehen, nicht ohne jedoch nachher das Konto des geliebten Schwiegerohnes mit den verschiedenen „Unkosten“ belastet zu haben.

Es traf sich glücklich, daß zu dieser Zeit in der Stadt, die die Ehre hatte, Tindchen Timpe in ihren Mauern zu beherbergen, eine große Industrie-Ausstellung stattfand. Papa Timpe schenkte denn auch seinem Töchterchen schleunigst ein Abonnement mit der väterlichen Mahnung, es ja recht fleißig auszunutzen. Begleitet von den Bräunnumera- und Segenswünschen der Eltern und einem ironischen „Waidmannsheil!“ des Bruders trat das gute Kind seinen ersten Eroberungszug an.

Ernestinchens war im Uebrigen ein gewandtes Mädel, gut gewachsen und nicht gerade uninteressant. Leider hatte sie eine krankhafte Vorliebe für schreiende Farbenkontraste und konnte es sich absolut nicht vertragen, ihre etwas bleiche Gesichtsfarbe durch ein „heimliches“ Auflegen von Roth zu beleben. So rosig angehaucht und in ihrem schönsten Staate wandelte sie siegesbewußt zur Ausstellung.

Auf dem weiten Ausstellungsterrain wimmelte es von Vertretern aller Nationen, die herbeigeströmt waren, um die vielen Ehrenscheidlichkeiten in Augenschein zu nehmen und sich nach Maaßgabe ihrer Kräfte und ihres Geldbeutels zu amüsiren. Neben dem von Dichtern gefeierten „Mann am Stabe“ sah man auch Jünglingsgestalten, über die der alte Darwin aus wissenschaftlichen Gründen seine ungemischte Freude geäußert haben würde. Ernestinchens war nicht ungewandt, ihr jungfräulicher Instinkt wies ihr die rechten Wege, und so zapfelte denn auch bald ein Englishman, dessen reich gefüllte Börse die verlockendsten Aussichten für die Zukunft eröffnete, in ihren Netzen.

Tindchens englische Sprachkenntnisse waren nicht gerade hervorragend, auch Mr. Stockfish's Bekanntschaft mit der Sprache Schillers und Goethes datirte offenbar erst seit kurzer Zeit. Aber die Sprache der Liebe ist ja, wie Kenner auf diesem Gebiete behaupten, international und so verständigte sich denn das Mädchen in einem wunderbaren Deutsch-Englisch, über das sich selbst die grämlichen Tritonen an dem Niesen-Springbrunnen gefreut haben würden, wenn sie zufällig aus England und nicht aus Stein gewesen wären. Mr. Stockfish fühlte sich anscheinend immer mehr von Tindchen angezogen und sie sich auch von ihm — schloß sie doch aus dem stets reich gefüllten Portemonnaie ihres Verehrers auf dessen Reichthum. Unter diesen Verhältnissen ist es erklärlich, daß die Beiden bald lauschigere Plätzchen aufsuchten, um ihr junges Glück neidischen Augen zu verbergen. Ebenso selbstverständlich war es, daß der galante Engländer auch in ausreichendem Maße für die notwendigen Erfrischungen sorgte, fernermaßen es ein alter Satz ist, daß man von der Liebe allein nicht leben kann. Und wenn es wahr ist, daß ein guter Appetit der Gäste für den Gastgeber eine schmeichelhafte Anerkennung ist, so war Tindchen lebhaft und erfolgreich bemüht, ihrem Freunde diese Anerkennung zu Theil werden zu lassen.

Endlich gelang es ihrer Diplomatie, den Sohn Abions zu ihren Eltern zu bugliren. Anfänglich suchte Mr. Stockfish schüchterne Einwendungen zu erheben, verschiedene Male wurde er im kritischen Augenblicke von heftigstem Unwohlsein befallen u. s. w.; auf die Dauer zog das aber nicht. So befand sich denn eines Tages der galante John im Kreise jener empfehlenswerthen Familie, er wußte selbst eigentlich nicht wie. Wie im Traume ging Alles an ihm vorüber, im Nu war er

vorgestellt und saß in drangvoll fürchterlicher Enge auf dem Familiensofa zwischen den Eltern seiner Angebeteten eingeklemt. Papa Timpe nahm eine feierliche Haltung an, räusperte sich zwei Mal und meinte dann:

„Sie, Verehrtester, wollen also unser Tindchen glücklich machen. Lieben Sie sie denn auch?“

Das hold erröthende Töchterchen machte in einem recht dürftigen Englisch den Dolmetscher. Johns Antwort lautete einfach, aber klassisch:

„Oh yes, Mister Timpe, ich sein immer vergnügt mit Tochter von Sie, ich liebe sie auch.“

Der Gute hatte also angeblich aus der Frage nur herausgehört, ob er sich in Tindchens Gesellschaft amüsirte, ob er sie „auch“ liebte! Man muß sich mit der ganzen Hoffnungsfreudigkeit eines in der Wolle gefärbten Optimisten wappnen, um an die Möglichkeit einer derartigen Begriffsfugigkeit zu glauben. Papa Timpe war ein solcher Optimist: den fatalen Doppelsinn in Johns Antwort hatte er nicht erfaßt. In ein wahres Entzücken geriet der Brave, als Mr. Stockfish, das heikle Thema rasch abbrechend, auf die Thätigkeit der Schneider im Allgemeinen und Meister Timpes im Besonderen zu sprechen kam. Den Schluß dieses anregenden Gesprächs bildete die Bestellung eines hocheleganten Anzugs, zu dem Vater Timpes Meisterhand persönlich das Maß nahm.

Von da ab kam Mr. Stockfish öfters zu Timpes. Bei einer dieser Visiten wagte Tindchen die Frage, ob er auch schon an die Ringe gedacht hätte. „Oh yes“, war die ruhige Antwort, „ich habe gedacht daran.“ Tindchens letzte Zweifel waren damit gehoben. Bald war auch der Anzug fertig. Da Mr. Stockfish geäußert hatte, Geld spielte für ihn keine Rolle, so hatte Meister Timpe sein Konto mit 200 Mk. belastet. Mit unnachahmlicher Grandezza schob Mr. John die Rechnung in die Tasche und stellte bereits für den nächsten Tag die Zahlung in Aussicht. Dann blieb der Engländer, der im „Atelier“ seine neue Gewandung sofort anlegte, gleich als Gast bei der Familie zum Abendessen da.

Die ganze Familie athmete auf. Endlich war man über dem Berg! Die Sache war ja so gut wie perfekt, an die Ringe hatte er schon „gedacht“, die offizielle Verlobung war also nur noch eine Frage der Zeit. Tindchen schwebte im siebenten Himmel, hatte doch nun die dumme Lauferei zur Ausstellung voraussichtlich ein Ende. Kurz und gut, Alles war in gehobener Stimmung. Dem entsprach auch der allseitig entwickelte Appetit, wie denn auch den verschiedenen belebenden Getränken wader zugesprochen wurde. Zum Schluß der Tafel hatte Alles einen kleinen Schwupps. Mr. John war sehr aufgeräumt und wollte schließlich absolut mit Meister Timpe bozen, den er verschiedentlich zärtlich eine „elende Schneiderseele“ nannte. „Ende gut, Alles gut“, dachte das gequälte Familienhaupt. Wenigstens war der Fang gelungen; es war aber auch die höchste Zeit, denn seine Passiva waren in den letzten drei Wochen um rund tausend Mark gestiegen . . .

Als am nächsten Morgen Alles beim Kaffee saß, ertönte die Hausglocke mit schrillum Klang. Erzdreht sprang Papa Timpe auf und stürzte zur Thür. Schlotternd nahm er vom Stephansjünger einen Brief in Empfang, dessen Aufschrift die ihm wohlbekannten Schriftzüge des Angelsachsen aufwies. Während er hastig das Rouwert aufriß, ließ das aufgeregte Tindchen vor lauter Zittern die Tasse fallen, daß sie in Scherben ging und der braune Trank sich über Tisch und Kleid ergoß.

Als die Ruhe wieder hergestellt war, las Meister Timpe den Inhalt des Briefes mit stockender Stimme vor. Der Brief lautete:

Thoures Samli

Ich und Anzug sein abgereicht, w. Timpe hier nicht gefunden. Tochter von Sie that essen und trinken for 250 Mk., was ich zahlte; Ihre Anzug for mir thut kosten 200 Mk., was ich thue nicht zahlen. Auf das Rest von 50 Mk. ich leisten verzicht in dankbare Erinnerung an theure Tochter von Sie.

Vielmals Grüßend

John Stockfish.

Gewitterschwüle lagert über dem kleinen Kreis. Papa Timpe schaut entgeistert zur Decke empor, als suche er dort einen „Anknüpfungspunkt“, d. h. für einen Strick, der seiner Noth ein Ende machen könnte. Zu einem Stricke reichte nämlich gerade sein Vermögen noch. Mama Timpe und Fräulein Tochter heulen herzerweichend um die Witte; in ihr Schluchzen mischt sich harmonisch das Winseln von . . . Lieblings-

pinffcher, den unglücklicher Weise eine Wespe auf die zarte Schnauze gestochen hat! Männlich gefaßt ist nur Idolar. Der gute Junge hat auf der Kommode noch eine ziemlich volle Flasche Rum entdeckt und schickt sich jetzt an, ihren Inhalt einer näheren Untersuchung zu unterziehen. Während er sich mit Eifer dieser sinnigen Beschäftigung hingiebt, pfeift er — als Optimist vom reinsten Wasser — die fatale Stelle aus der „Fledermaus“ vor sich hin, die da lautet:

Glücklich ist,
Wer vergißt,
Was nicht mehr zu ändern ist! —

Und jetzt wird in der vierten Etage des gegenüberliegenden Hauses ein Fenster geöffnet. Der junge Musiker ist's, ein vorzüglicher Waldhornbläser, der zu Übungszwecken täglich am frühen Morgen einige Proben seiner Kunst zum Besten giebt. Bald dringen denn auch, wie ein hohes Lied auf die Schmergen der Familie Timpe, die Töne jenes schönen Liedes von der „häßlichen Einrichtung“ zu Schneidermeisters hinüber:

Behüt Dich Gott, es wär zu schön gewesen,
Behüt Dich Gott, es hat nicht sollen sein . . .

Bei Timpes aber werden die offenen Fenster mit Klirren- dem Geräusch geschlossen.

Allerlei.

Was Böcklin nicht malen kann. In seinem neuen „Künstlerbuch“, dessen erste, eben erscheinende hübsche Monographie Arnold Böcklin gewidmet ist, theilt Franz Hermann Weiskner ein stimmungsvolles Gedicht mit, das der vphantasiereiche Maler einst aus besonderem Anlaß verfaßt hat. Eine Dame bat ihn, ihr zur Erinnerung an ein Erlebnis einen Armenleischengang auf römischer Landstraße mit zwei Kindern als einzigem Gesolge des toten Geschwisters zu malen. Böcklin überreichte ihr nach Dittinis Ueberlieferung ein eigenes Gedicht unter den schlichten Worten: „Das kann man nicht malen!“ Die Strophen aber lauteten:

„Im Dämmerchein kehrt' ich zurück zur Stadt,
Verlassend auf der Via Appia
Die Gräbertrümmer, welche schweigend ernst
Den Himmel schau'n.

Wie viel Geschlechter liegen modernd dort!
Wie vieles Leid mag dort begraben sein!
Wer weiß davon? Vorüber ist es seit
Jahrtausenden.

Da nähert sich eintöniger Gesang,
Ein Mönch trägt einen kleinen Kinderjarg;
Ein Priester singt sein trauernd Requiem,
Und diesen folgt

Ein kleines Paar, das kaum so eilen kann,
Geschwister sind es jener Leiche dort,
Ahr Vater todt, die Mutter im Spittal,
Sie ganz allein.

Das Unglück ist der Menschheit dauernd Loos.
Wer geht durch's Leben ohne Leid? — Geduld!
Mit Dir auch ist's vorüber einst! — Schon seit
Jahrtausenden!“

Das Alter der Niagarafälle. Ueber die Zeit, die notwendig war, um die Form der Absturzstellen der Niagarafälle, wie sie heute ist, herbeizuführen, sind bislang viele Behauptungen aufgetaucht, die aber lediglich auf Schätzungen beruhten. Eine genaue wissenschaftliche Untersuchung hat nun kürzlich Professor G. Wright ausgeführt, über deren Ergebnisse er in einem Vortrag vor der American Association in Boston berichtete. Professor Wright ist der Ansicht, daß das Alter der Fälle ganz bedeutend überschätzt wird und daß die Entstehung derselben in eine viel spätere Periode fällt, als man annimmt, weil die Zerstörung der Felsenmassen durch die Gewalt des Wassers sehr schnell bewirkt wird. Nach seinen genaueren Berechnungen können die Fälle höchstens 12 000 Jahre alt sein, während nach der früheren Theorie mindestens 40 000 Jahre notwendig sein sollten, um die heutige Form der Fälle herbeizuführen.

Erdsteine und ihr Werth. Einige interessante Eröffnungen über den wirklichen Werth von Erdsteinen macht der Sekretär der Juwelensirma Barnett in London. Danach ist es heutzutage nicht mehr der Diamant, der die erste Stelle einnimmt; dieser ist augenblicklich so gedöhnlich, wie ein Erdstein es überhaupt nur sein kann. In Bezug auf den Geldwerth muß der farbenpräbende Diamant weit hinter dem Rubin und Smaragd zurückstehen und selbst die Perle wird bedeutend höher taxirt. Der modernste Stein ist gegenwärtig der Smaragd und zwar erweist er sich deshalb so besonderer Gunst, weil er mit jedem Tage seltener wird. Seit Jahren sind kaum neue Smaragde gefunden worden, und je größer die Nachfrage wird, desto rapider steigt der Preis. In dem Moment jedoch, da man eine neue Smaragdennine entdecken würde, dürfte das jetzt stetig wachsende Verlangen nach den schönen Steinen wohl sehr schnell

wieder abnehmen. Thatsache ist es, daß ein Smaragd von mittlerer Größe und Reinheit, der vor fünf bis sechs Jahren etwa 200 Mk. gekostet haben mag, jetzt nicht unter 1000 Mk. zu erhalten sein würde. Und die absolut fehlerfreien Steine vom reinsten, durchsichtigsten Grün erzielten Preise, die einem Laien absurd erscheinen müßten. So wurde erit kürzlich für einen Smaragd von drei Karat 3500 Mk. verlangt und gezahlt, während ein sechs-karätiger Stein für 16 000 Mk. fortging. Ein Diamant von genau derselben Größe und Reinheit kostet dagegen nur 4000 Mk. Vor einem Jahre um diese Zeit war der Rubin dem Smaragd im Preise ganz bedeutend voran, heute hat der letztere, wenngleich es ihm auch nicht gelungen ist, dem kostbaren rothen Steine den ersten Platz streitig zu machen, es doch erreicht, daß man ihn fast ebenso schätzt. Was Rubine anbetrifft, so ist nach wie vor der hellere orientalische Stein werthvoller als der von dunkler glühendem Roth, den man in Siam findet. Ebenso ist der hellere Saphir von der Insel Ceylon viel kostbarer, als der tiefblaue Stein aus anderen Gegenden Indiens. Es darf nun aber nicht angenommen werden, daß Diamanten an Werth verlieren, was durchaus nicht der Fall ist; andere Steine, und besonders Smaragde, sind eben in letzter Zeit nur auffallend im Preise gestiegen. In den vornehmen Kreisen Englands ist man jetzt endlich zu der Erkenntnis gekommen, daß es eigentlich recht vulgär ist, sehr viele und sehr große Diamanten zur Schau zu tragen. Vor einigen zwanzig Jahren war ein großer Brillant noch eine solche Seltenheit, daß man ihm, wer immer sein Besitzer sein mochte, enthusiastische Bewunderung zollte; nach dem Entdecken neuer Diamantenminen ist man indifferenter in dieser Beziehung geworden, denn es giebt heute enorme Quantitäten anschnlicher, makelloser Steine. Jedenfalls existiren viele tausend Mal mehr Diamanten, als Smaragde und Rubine auf dem Juwelensmarkt. Insofern aber sind Diamanten jetzt bedeutend woffteiler geworden, als ein zweifeltätiger Stein, der früher viermal so viel werth war, als ein solcher von einem Karat, gegenwärtig nur um die Hälfte mehr kostet. Stets denselben Werth behält die Perle. Werkmüdig ist es nun, daß ein Kenner, der auf den ersten Blick echte Steine und Diamanten von den täuschendsten Imitationen zu unterscheiden vermag, bei Smaragden, Rubinen, Saphiren und Amethysten nicht ohne gründliche Prüfung seftstellen kann, ob er es mit wirklichen oder falschen Steinen zu thun hat. Gewöhnlich hat sogar der auf künstlichem Wege hergestellten Smaragd und Rubin ein viel schöneres Feuer und eine vollkommene Form als das Werk der Natur. Einer der eigenartigsten, prächtigsten und jedenfalls der allerseftesten Steine ist der Alexandrit, der am Tage von tiefarüher Färbung ist, während er bei Abendbeleuchtung in herrlich rothem Feuer glüht. Er ist sehr kostbar, aber so ungemein selten, daß es unmöglich sein dürfte, ihn jemals in Mode zu bringen. Der Opal, der heute nicht mehr als unheilbedeutend gilt, erfreut sich in dieser Saison außerordentlicher Beliebtheit; zusammen mit Brillanten gefaßt, sind diese schönen Steine auch von geradezu zauberhafter Wirkung.

Vom Büchertisch.

— Memoirenwerk über Kaiser Friedrich. Ein interessantes Werk, das in der gegenwärtigen Zeit, da Memoiren-Veröffentlichungen die literarische Welt in Athen halten, berechtigtes Aufsehen erregen wird, erscheint demnächst in der bekannten Verlagsbuchhandlung Paul Kittel, Historischer Verlag, Berlin. Die mit Spannung erwarteten „Memoiren sollen unter dem Titel: „Kaiser Friedrich der Gütige“ lieferungsweise zur Ausgabe gelangen und bei wahrhaft künstlerischer Ausstattung zu volkstümlichen Preisen den weitesten Kreisen zugänglich gemacht werden; sie versprechen nach Inhalt und Ausstattung eine der hervorragendsten Publikationen des deutschen Buchhandels zu werden. Der als erfolgreicher Historiograph bekannte Schriftsteller Hermann Müller-Bohn hat unter Benützung reichhaltigen, bisher ungedruckten Quellenmaterials, handschriftlicher Aufzeichnungen und Tagebücher Kaiser Friedrichs und ihm nahestehender Persönlichkeiten, sowie unter Veröffentlichung von Hunderten noch ungedruckter Briefe des Kaisers aus allen Stadien seines Lebens, der Jugend- und Studienzeit, aus den Kriegsjahren, aus seinem Privatleben bis zu seiner Leidenszeit, ein bis ins kleinste Detail historisch treues Werk geschaffen, das bei edler volkstümlicher Darstellung in wissenschaftlich erschöpfender Weise das ereignisreiche Leben des Liebings der deutschen Nation dem Volk vor Augen führt. Um diesem Buche, das ein Memoirenwerk ersten Ranges zu werden vermag, ein würdiges und künstlerisches Gewand zu geben, hat der Herausgeber auf die Ausstattung ganz besonder-n Werth gelegt. Mehr als 1000 zum weitaus größten Theile noch unerschöpfte und für das Werk eigens erworbene Illustrationen, darunter zahlreiche ein- und mehrfarbige doppelseitige Kunstblätter nach Originalen einer Künstler zieren dieses nationale Prachtwerk, dessen einzelne Kapitel mit stimmungsvollen Originalsignetten versehen sind. Der Subskriptionspreis einer jeden Lieferung soll nur 90 Pfa. betragen. Eine Luxusausgabe auf feinstem Kunstdruckpapier in hervortragend mehrfarbigem Druck läßt die Verlagsbuchhandlung zu dem Preise von 5 Mk. pro Lieferung herstellen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto D hiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.